

Herbst

Nun werden uns die Lampen wieder wert,
Die stillen Bücher und der warme Herd.
Dahin des Sommers gold'ner Uberschwang.
Die Nacht wird mächtig, fragend, prüfend-lang.
Des Lebens Wunderweise schweiget nie.
Nur leiser wurde ihre Melodie.
Wohl dir, o Seele, wenn du in dir hast
Das große, sanfte Licht, das nie verblasst.

Anna Enders-Dix

Seele und Gott!

Von Geh. Regierungsrat Dr. R. H. Grzymacher,
Professor an der Universität Berlin

Wenn dem schles. Dichter Stehr zu seinem 70. Geburtstag weiteste Kreise des deutschen Volkes huldigten, so galt nicht nur der Urgewalt seiner eigenwillig schöpferischen Sprache und der fülle packender Gestalten in einer Vielzahl von Romanen und Novellen. Der tiefste Grund von Stehrs Schätzung liegt in der Tatsache, daß sein Schaffen dem innersten Anliegen jedes Menschen gilt, der Verbindung seiner Seele mit Gott. In zwei Romanen empfängt seine Lebensanschauung ihre Krönung in dem wiederkehrenden Satz „So tief ist das göttliche Wesen, das wir in uns Seele, außer uns Gott nennen.“ Stehr weiß, daß er mit diesen Gedanken an große Vorbahen in der Geistesgeschichte der Menschheit anknüpft. Er beruft sich auf außereuropäische Meister wie Buddha und Laotse. Vor allen Dingen aber knüpft er an Jesus und noch stärker an den deutschen Mystiker Eckhart an, „den tiefsten Christen aller Zeiten“. Als Schleier weiß er sich mit dem Dichter Angelus Silesius und dem Schuhmacher Jakob Böhme verbunden. So macht Stehr in der Gegenwart die Mystik, die Gott und die Seele verbindet von neuem lebendig. Er tut es in bildhafter, eindrucksvoller Gestaltung.

Die tragenden Figuren in Stehrs größtem und vertieftem Roman „Der Heiligenhof“, einer der tiefsten religiösen Schöpfungen aller Zeiten, haben nur ein Ziel: sich mit Gott zu verbinden. Ein blindgeborenes Kind besitzt schon von Natur die mystische Gottverbundenheit der Seele und schaut darum klar das Ewige. Der Vater sagt: „Dieses mein Kind war nicht blind, es war auf eine andere, geheimnisvolle Art lebend als die gewöhnlichen Menschen. Wir schauern mit Furcht der Dinge in die Welt; in diesen Augen schimmerte klar das Licht, das wir anderen mühsam und dunkel ahnen.“ Aus solcher Gottesverbundenheit einer Seele erwächst ein heiliges Leben. Venlein ist von unbeschreiblicher Zartheit und Keinheit, erkennt und verabscheut instinktiv alles Gemeine. Diese Heiligkeit entfremdet jedoch nicht der Welt und den Menschen. Das blinde Kind genießt vielmehr auf seine Weise alle Gaben der Erde, sonderlich der Natur, und ist allen Menschen innerlich verbunden. Auch als das Mädchen später sehend wird, die Welt schaut und genießt, verliert es nicht die geheimnisvolle Verbindung mit Gott: „Allein in dem Feuerlochen des erwachten Weltbunners verlief Venlein niemals ganz die Verbindung mit dem schattenlosen Licht ihrer verklärten himmlischen Zeit. Wenn sie an der neuen Sätze der Erde demlos selig geschwärmt hatte, geschah es immer, daß sie die Lider über die Augen fallen ließ, als müßte sie in der Mutterstube ihres alten jenseitigen Traumhauens auf-

Augenblicke zurücksinken, nur weil in der lautlosen Seelenfülle das zu verstehen sei, was sie in der Sonnenglut entzündete.“ Freilich als später in der Gestalt eines Nachbarn Johannes das Irdische in voller Seelenlosigkeit und Gemeinheit auf sie eindringt, zerbricht sie ihr leibliches Leben, um ihre Seele zu retten, die fortan — im Symbol einer Glocke — einen noch viel reineren und göttlicheren Klang ertönen läßt.

Nicht so leicht von Natur wie der Tochter wird dem Vater, dem Sinlinger Bauer, die Verbindung seiner Seele mit Gott. In ihm ist viel stärker das gegenwärtliche Grundwesen des Menschen ausgeprägt: „Wird der Mensch geboren, so fängt im selben Augenblick ein Zweigeläut an. Eine Glocke läutet unten, eine oben; eine gleichsam auf der Erde, eine — wie die Leute sagen — im Himmel. Dieses doppelte Geläut hört nicht auf, so lange wir leben. Und je nachdem der Mensch mehr die Glocke von droben oder von drunten hört, ist er gut oder böse geht es bergauf oder bergab.“

Der berbe und tätige Bauer im Münsterer Lande arbeitet an der Erinnerung und Vergöttlichung seiner Seele. „Da sollte man in seiner Seele verfahren wie jemand, der in seinem Hause einen Raum sucht, wo er am ungehörtesten ist. Alles kann die Seele ertragen, nur keinen Lärm. Sie ist still und geheimnisvoll wie das Lautlose, aus dem der Getreidehalm wächst und der Klee blüht.“ Der Sinlinger wird ganz zum Mystiker. Aber seine Entwicklung hat einen Fehler, sie vollzieht sich in vollkommener Abhängigkeit von seiner Tochter; er ist kein selbständiger Seelen- und Gottsucher. Darum kommt es bei ihm zu einem Zusammenbruch: „Solange das Venlein blind war, sah ich. Nun mein Kind das äußere Gesicht erlangt hat, bin ich im Geist erblindet.“ Als Venlein stirbt, löst sich die Verbundenheit seiner Seele mit Gott vollständig. In Zukunft kommt ihm die Klärung in der geheimnisvollen Gestalt eines Mannes namens Faber, der durch die verschiedensten Romane Stehrs geistert. Dieser Faber erklärt den Bauern: „Der göttliche Geist verlangt, daß der Mensch sich nur von ihm leiten läßt.“

Echte Mystik, sonderslich die des deutschen Eckhart, schiebt jede Vermittlung und Hilfe aus und verweist die menschliche Seele ganz auf ihre persönliche Verbindung, auf den unmittelbaren Verkehr mit Gott. „Selbst die reinste Liebe ist ein Irdbild, wenn sie dich nicht ganz auf den Pfaden deines Geistes führt, und zu allererst im Tiefsten darf kein Mensch jemand anders angehören als nur Gott.“ Es ist die Grundwahrheit deutscher Mystik, was Hermann Stehr verkündet. Er darf gerade als Siebzehnjähriger in der Gegenwart auf williges Gehör in deutschen Landen hoffen.

Bestellen Sie unsere Zeitung

bei den Agenten und Austrägern oder bei der Postanstalt bezw. dem Postboten.

Wir orientieren Sie schnell und überflüssig über alles Wissenswertes und geben Ihnen reich des reichhaltigen Inhalts eine billige Zeitung an die Hand, ein Heimatblatt im wahren Sinne des Wortes

Schüsse hallen am Sinai

Von Kurt Ellern

Eine der eigenartigen Kultstätten des Christentums ist das uralte Kloster am Sinai, wo der Ueberlieferung nach die Ursprungstätte der zehn Gebote ist. Fern, weitentzerrt von allem Getriebe der Erde, in einer Karre, seit Jahrhunderten unverändert gebliebene Form gepreßt, leben dort Mönche. Während Krieg und Frieden, Glück und Leid in keinem Wechsel über die Erde gehen, steht das Sinai-Kloster unberührt von alledem. Es hat die Welt vergessen, wie die Welt es gleichermäßen vergaß.

Die Sorgen der Erde und die Freuden der Erde —, beide machen am Rand der Wüste halt, am Rand der graulichen Wüste Sinai; irdische Freuden und Sorgen bleiben jenseits dieses ewigen, bösen Sandes. Gleichmäßig wie ein Uhrwerk läuft Tag für Tag das Leben der Mönche dahin, und keiner dieser Tage hat etwas, wodurch er sich besonders in die Erinnerung halten könnte. Begriffe wie Zeit verloren ihren Sinn —

Ein nur mag in diesem Kloster irdisch erscheinen: Ein geheimnisvoller Trank, den die Mönche nach einem jahrhundertalten Verfahren sich brauen, ein Getränk, von dem sie selber sagen, er sei eine flüssige Flamme zur Stärkung des Lebens. In den Krügen, in denen dies Getränk — Maizita heißt es — aufbewahrt wird, schlummert der letzte Rest irdischer Lebensfreude der Mönche am Sinai.

Selten — für ein Jahrhundert an den Fingern abzuzählen — findet bewirkt oder unbewirkt Besuch den Weg zu dieser urchristlichen Stätte. Nur die geistliche Obrigkeit kümmert sich gelegentlich einmal um das Kloster, das zum Amtsbezirk des Bischofs von Ägypten und Sudan gehört. Kürzlich hat allerdings sogar der Bischof selber die beschwerliche Reise durch den Glutland der Wüste Sinai nicht gescheut und persönlich das abgelegene Stück Christentum der Welt in Augenschein genommen.

Dem Bischof mag es vorgekommen sein wie eine Fahrt aus der modernen Zeit ins Alte Testament, als schließlich die trübsigen, wehrhaften Mauern des Klosters vor ihm auftauchten und der Herrruf des Wächters sein Raben den Mönchen verkündete. Hiinstenhusse rollten zum Salut die Bergwände des Sinai entlang, und die Götter dröhnten ihr ehernes Lied über die unendliche Wüste.

Mächtige Tore taten sich auf. Das Mittelalter —, nein, das Altertum öffnete seine Arme, um den Gast zu empfangen. Die neue Zeit gab dem Kloster nichts als die Feuerwaffen, deren es oft genug bedurfte, um räuberische Araberhorden von seinen Toren fernzuhalten.

Der ägyptische Bischof hat nach seiner Rückkehr selber geäußert, wie ergriffen er von dem Empfang und von dem Willkommensgruß gewesen ist, der in der jetzt geübten Form schon vor fünfzehn Jahrhunderten der Brauch war. Dieses Fleckchen Erde verriet in jeder Kleinigkeit, wie spärlich anderthalb Jahrtausend Weltgeschichte an ihm vorübergegangen sind.

Es ist aber nicht nur so, daß die Weltgeschichte jenseits des einamen Klosters blieb, sie hat auch jedes Recht an ihm verloren. Der Bischof sprach mit den Mönchen über die Wirren, die zur Zeit die Welt erschütterten. Die Gesichter seiner Zuhörer blieben teilnahmslos. „Dann wollen wir weiter für die Welt beten, auf daß Gottes Reich sich in ihr ausbreite!“ Das war die Antwort, die er erhielt.

Ein paar Schüsse gegen räuberische Araber, ein paar Salutische zu Ehren eines hohen Gastes —, das ist die ganze Weltgeschichte des Klosters Sinai, wenn man sie an zugehörten Ereignissen ablesen will.

Anderthalb Jahrtausende lebt das alte Kloster jenseits der Welt in einem Frieden, den es sich selber bestimmt. Es wird auch kommenden Jahrhunderten zeilos trogen.

Die Gemeindelast
ROMAN VON GERT ROTHBERG
NEUER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU I. A.

Ernst Oberhof sah an dem großen Schreibtisch seines Vaters und arbeitete an irgendeiner Zeichnung, die er freiwillig für den Kantor machte; denn jetzt waren bereits Ferien, und er hätte eigentlich nichts zu tun gehabt. Seine Tante, die Schwester seines Vaters, die seit dem Tode der Oberhofsbauerin die Wirtschaft führte, sah am Ofen und hatte eine große weiße Rage auf dem Schoß. Sie vergötterte den Jungen ihres einzigen Bruders, denn sie hatte niemand, dem sie sich anschließen konnte. Vielleicht wollte sie es auch nicht. Jedenfalls lebte sie wunschlos und zufrieden dahin. Sie war nicht verheiratet gewesen. Vielleicht war nur die Krankheit der Schwägerin schuld daran, daß die Tochter des Oberhofes sich nach keine Manne umsehen, denn es hätte ihr, der vermögenden Bertha Oberhof, nicht an Freiern gefehlt. Aber gleich nachdem der Junge angekommen war, hatte die Schwägerin gekrankelt, und mit den Jahren war es immer schlimmer geworden. Und so hatte es sich ganz von selbst ergeben, daß Bertha Oberhof die Leitung des Haushaltes wieder in ihre bewährten Hände nahm, wie sie es ja schon vor der Heirat des Bruders getan hatte. Die Ehe des Bruders war trotz der Krankheit der Frau sehr glücklich gewesen. Aber der robuste Oberhofsbauer mußte wohl viel einjahren von dem, was er sich einst erträumt. Seine Schwester hatte nach dem Tode der Frau immer damit gerechnet, daß der Bruder wieder heiraten würde, denn er war doch noch in den besten Jahren. Aber er war Witwer geblieben bis jetzt. Und

gerade heute hatte sie wieder darüber nachgedacht, während sie hier am warmen Kachelofen saß, daß es doch recht seltsam sei, daß gerade sie und der Bruder ohne persönliches Glück wunschlos dahinglebten. Es waren immer nur sehr gute Ehen in der Familie gewesen. Nun machten sie beide eine Ausnahme. Hoffentlich würde es bei Ernst einmal anders sein.

Ernst Oberhof hob plötzlich den Kopf.
„Vater kommt!“
Da ging auch schon die Tür auf, und der Oberhofsbauer trat ein, Christa an der Hand.
Ernst und seine Tante blickten sprachlos auf dieses Bild, und über die Stirn des Jungen lief ein roter Streifen. Ein ungeheurer Jörn wälzte in ihm empor. Wollte sein Vater dieses Mädel etwa gar hier bei sich aufnehmen? Das wäre nicht auszusprechen! Diese fremde Göre? Diese Gemeindelast? Friß Keller hatte es heute zu ihm gesagt, daß, nachdem die Frau Wellin gestorben sei, nun ihre Tochter der Gemeinde zur Last falle.

Und jetzt sollte sie gerade hier Aufnahme finden?
Nein! Nein! Es würde gewiß anders sein. Der Vater mochte das Mädel zunächst hierhergebracht haben, weil man noch nicht wußte, wo man es unterbringen sollte. Aber dann hätte man es doch bei der alten Mülherten lassen können?

Blickschnell kreuzten die Gedanken hinter der Stirn des schönen, großen Jungen, während er mit feindlicher Abwehr auf die Kleine blickte.

„Guten Abend! Na, da wäre ich, und ich bringe einen kleinen Gast mit. Nein, eigentlich keinen Gast. Christa bleibt ja für immer bei uns. Und sie soll es gut haben bei uns.“

Der Oberhofsbauer sah wohl, wiewohl einen Sturm diese Erklärung im Innern seines Sohnes heroorrief, aber er tat, als merkte er es nicht. Denn es war noch nie Mode gewesen auf dem Oberhof, daß sich Söhne oder Töchter gegen den Willen des Vaters auflehnen dürften. In verbissener Wut schwieg Ernst Oberhof also still. Aber Christa

sah furchtlos auf ihn und griff dabei wieder nach der Hand des Bauern.

Bertha Oberhof warf einen Blick auf ihren Keffen, dann stand sie langsam auf und trat auf ihren Bruder zu.

„Andreas, ist das alles schon ganz festgemacht?“

Die Stimme des Bauern klang großartig.
„Ja! Ich stoße nichts um, was ich mal für gut befunden habe. Und ich will, daß ihr alle recht freundlich zu dem Kinde seid.“

Bertha Oberhof nickte dem Bruder zu.
„Gewiß, Andreas, es soll schon rote Backen bekommen hier auf dem Oberhof.“

Es schien, als wolle er hierauf etwas entgegnen, dann unterließ er es aber und wandte sich zur Tür.

„Wir können gleich essen, Andreas. Ernst und ich haben auf dich gewartet“, sagte seine Schwester noch hinter ihm her.

Er nickte zurück.
„Das ist sehr nett von euch. Ihr sollt aber nicht warten. Na, nun mache nur alles zurecht. Christa ist mit uns. Und für diese Nacht kann sie wohl in deinem Zimmer auf dem Sofa schlafen? Morgen bekommt sie dann das Stübchen neben dir eingerichtet.“

„Gewiß, Andreas!“

Der Oberhofsbauer schloß die Tür und Christa stand und blickte in Bertha Oberhofs Gesicht. Die hob die Hand und strich über das Goldhaar, aber da begegnete sie einem so finsternen Blick ihres Keffen, daß sie verlegen die Hand sinken ließ.

„Komm, Christa, setz dich einweilen hier an den warmen Ofen! Ich muß mich jetzt um unser Abendbrot kümmern.“

Bertha Oberhof schickte zu dem Keffen einen bittenden Blick hinüber. Er hatte gerade trotzig hinausgehen wollen.

Fortsetzung umstehend.

Die gefährdete Saarwirtschaft

Öffnung der Zollschranken nach Deutschland erforderlich

Die Saarfrage wird im Saargebiet wie im Reich so stark als eine nationale Angelegenheit der deutschen Volksgemeinschaft angesehen, daß darüber manchmal ihre wirtschaftliche Seite vernachlässigt wird. Auch sie aber spielt in dem jetzt ausgefochtenen Kampfe eine erhebliche Rolle. Frankreich bedient sich der wirtschaftlichen Machtmittel, über die es dank der Eingliederung des Saargebietes in sein Zollgebiet und dank seiner beherrschenden Stellung in der Saarkirtschaft durch den Besitz der Gruben verfügt, um indirekt Pressuren auf die Abkündigung auszuüben. Infolgedessen sind schon jetzt empfindliche Schwierigkeiten entstanden, die die Wirtschaft des Saargebietes veranlassen haben, in Wien beim Völkerbund eine Denkschrift zu überreichen. In ihr wird unter eingehender Behandlung der zu regelnden Einzelfragen der bängigen Sorge um die Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Existenz des Saargebietes Ausdruck gegeben, von der das persönliche Schicksal vieler Tausender Menschen abhängt.

Sachlich gruppieren sich die Tatbestände, die das Gefährdende der gegenwärtigen Situation kennzeichnen, um zwei Fragen. Infolge seiner Eingliederung in das französische Zollgebiet hatte das Saargebiet notwendigerweise auch kein wirtschaftliches Gesicht härter nach Westen kehren müssen. Jetzt verlagern sich die in Frankreich erschlossenen Absatzquellen immer mehr. Die dort angeknüpften Geschäftsverbindungen gehen verloren. Gewiß hat die Saarkwirtschaft dafür im deutschen Mutterlande reichlichen Ersatz gefunden. Dem sinkenden Abzug nach Frankreich steht ein steigender nach dem Reiche gegenüber. Infolge der zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Zahlungsabkommen, die ja auch auf das mit Frankreich arbeitende Saargebiet Anwendung finden müssen, kann die Saarkwirtschaft aber nicht oder nur in beschränktem Umfang in den Besitz der ihr zustehenden Geldbeiträge gelangen. Man berechnet die Höhe der bei dem französischen Clearing-Institut eingetragenen Beträge auf 150 bis 200 Millionen Franken. Diese Mittel fehlen aber natürlich der Saarkirtschaft, und das umso mehr, als sie ihren französischen Lieferanten deren Forderungen jeweils sofort bezahlen muß.

Denn Frankreich hat die Kreditgewährung an das Saargebiet, seit der Tag der Abkündigung sich immer mehr nähert, einge stellt. Das gilt nicht nur für die laufenden Warenkredite, sondern auch für alle anderen Formen der Kapitalherleitung. Der saarländische Hypothekensmarkt ist von Kreditangeboten völlig entblößt, die nötigen Betriebskredite können nicht aufgenommen werden, weil die französischen Banken sich weigern, Mittel herzugeben oder Wechsel, die von und auf Saarländer gezogen sind, zu diskontieren. Frankreich akzeptiert nicht, nach dem 13. Januar möglichst keine oder nur noch geringe Guthaben im Saargebiet stehen zu haben. Es wird schwer zu sagen sein, welcher Ausfall hier entstanden ist. Aber auch er wird auf etwa 200 Millionen Franken geschätzt werden müssen.

Dazu kommt, daß die Frage, was mit dem im Saargebiet furiierenden Frankengeld nach der Rückgliederung an das Reich geschehen soll, noch völlig offen ist. Auch über sie muß aber Klarheit geschaffen werden, wenn die verhängnisvolle Zirkulation und Störung, die im Handel und Gewerbe des Saargebietes Platz gegriffen haben, überwunden werden sollen.

Entwicklung der deutschen gewerblichen Genossenschaften

Das kürzlich erschienene Jahrbuch des Deutschen Genossenschaftsverbandes enthält erstmalig die der Öffentlichkeit übergebenen Zahlen über Stand und Entwicklung der deutschen gewerblichen Genossenschaften im Jahre 1933. Schon rein zahlenmäßig ist der Aufschwung in der Entwicklung erkennbar. Es zeigt sich dies zunächst bei den 15 genossenschaftlichen Kreditzentralen, die eine Ausdehnung ihres Geschäftsumfanges von 229 auf 242 Millionen RM zu verzeichnen haben. Der Geldumlauf beläuft sich auf 7,3 (6,8) Milliarden RM.

Das Gesamtbild der Kreditgenossenschaften läßt erkennen, daß diese nicht nur die große Krise überwunden haben, sie befinden sich auch seit dem ersten Jahre des neuen Staates im Stadium der Aufwärtsentwicklung. Die Einlagen konnten von rund 1190 auf 1231 Millionen RM zunehmen; das Eigenkapital beträgt 298 (286) Millionen RM.

Insgesamt haben Ende 1933 die Genossenschaften dem deutschen Mittelstand zur Verfügung gestellt:

- an bilanzmäßigen kurzfristigen Krediten 1136,4 Millionen RM,
- an Hypothekenkrediten 128,9 Millionen RM,
- an Krediten aus weitergegebenen Wechseln 130,0 Millionen RM.

Dazu kommen noch 28,4 Millionen RM Ankauf. Unter Hinzurechnung der 77 nichtberichtigten Genossenschaften können die Gesamtkredite auf fast 1,5 Milliarden RM angenommen werden. Es ist dies ein gewaltiger Betrag, den allein die gewerblichen Genossenschaften, also ohne die ländlichen Spar- und Darlehensstellen, dem Mittelstande eingeräumt haben.

Berücksichtigt man schließlich, daß über 1,1 Millionen Mitglieder den Kreditgenossenschaften angehören, wozu noch die Familienangehörigen hinzukommen, daß ferner mit den städtischen Kreditgenossenschaften mindestens 25.000 Personen tätig und sozial verbunden sind, daß in den Kreditgenossenschaften Handwerker und Gewerbe, Einzelhandel und Landwirtschaft, Arbeiter, Angestellte und Beamte gleichermaßen vertreten sind, so wird mit diesen Zahlen auch die soziale Bedeutung der städtischen Kreditgenossenschaften eindringlich klargestellt.

Bei den Warengenossenschaften (insgesamt) ist im Berichtsjahr ein Warenumsatz von 1222 Millionen RM und ohne die Zentralbezugsgenossenschaft ein solcher von 1006 Millionen RM festzustellen. Die gesamten Mittel belaufen sich auf 311 Millionen RM. (300 Millionen RM ohne die Zentralbezugsgenossenschaften) Rund 280.000 Mitglieder arbeiten mit den Warengenossenschaften. Die 638 Händlergenossenschaften haben bei ihren 87.000 Mitgliedern rund 680 Millionen RM umgesetzt die Handwerker-Einkaufsgenossenschaften bei 75.000 Mitgliedern 220 Millionen RM.

In Handwerkerbauerngenossenschaften werden 49 fächliche mit etwa 70 Millionen RM Vermögen und etwa 70 außerfächliche, die noch nicht dem Reichsoberband der Handwerker- und Bauerngenossenschaften in Berlin angeschlossen sind, erzielt.

Der Kredit des Handwerkers — zehn Merkspunkte

- Die Handwerkskammer zu Berlin bringt eine Schrift des neuen Generaldirektors des Reichsoberbandes des Deutschen Handwerkes, Dr. Felix Schüler, „Kredittaugen für das Handwerk“ heraus. Die Schrift schließt mit folgenden beachtlichen zehn Merkspunkten:
1. Aus Kredit genommenes Geld ist und bleibt ein fremdes Eigentum.
 2. Wer mit seinem Eigenem nicht haushalten kann, lasse erst recht die Finger von fremdem Kapital.
 3. Kredit ist leichter genommen als zurückgegeben.
 4. Wer Geld gibt, will mit dieser seiner Ware Geld verdienen. Die Angemessenheit des Zinses bringe in Einklang mit dem Nutzen, den du selber erzielen kannst.
 5. Beachte alle Bedingungen eines Kredites vorher, denn mit deiner Namenschrift übernimmst du volle Haftung.
 6. Ein wirtschaftlich nicht vertretbarer Kredit ist Raub am Volkseinkommen.
 7. Wer marktjährelieh Geld anbietet, hat meistens selber teins, denn 1. wird man diesen Artikel auch ohne Kellame los und 2. lehrt die Erfahrung, daß nur eins bei solchen Angeboten immer stimmt, nämlich die Vermittlungsgebühr.
 8. Handwerker und Bankier sind zwei verschiedene Berufe, der Handwerker hüte sich davor, seinem Auftraggeber gegenüber beides in einer Person sein zu wollen.
 9. Dem Geldgeber jagen wortreiche Erklärungen nichts, eine ordnungsgemäße Buchführung alles.
 10. Das Geld gehört nicht in den Strumpf, sondern in die Wirtschaft.

Tag der deutschen Hausmusik

Stuttgart, 18. Nov. Der Tag der deutschen Hausmusik, der am Dienstag, 20. November in allen deutschen Gauen, in Stadt und Land, von der Reichshauptstadt bis zum kleinsten Dorf veranstaltet werden wird, wird ein Befehlsauszug zur lebendigen Musik zum eigenen Nutzen aller Volksschichten, zu Volksliebe und Vaterland als der Grundlage einer bodenständigen Musikpflege sein.

- Die Durchführung des Tages der deutschen Hausmusik liegt in Stuttgart in den Händen der Ortsmusikervereinigung Stuttgart (Leitung Professor Feuerlein). Geplant sind für den Tag der deutschen Hausmusik in Stuttgart folgende Veranstaltungen:
1. Unter dem Namen „Klingende Musikschau“ wird am Dienstag, 20. November, 11 Uhr vormittags, in den Staatstheater-Konzertsälen in der Königstraße eine für 20 Tage vorbereitete Ausstellung von Musikinstrumenten, Musikalien, Dokumenten, alten Handschriften und mit der Hausmusik zusammenhängenden Gegenständen durch Oberbürgermeister Hermann vom Kultministerium eröffnet werden.
 2. Der Reichender Stuttgart findet am Dienstag, 20. November von 18.30 bis 19.45 Uhr ein Hörspiel, das das Musizieren in der Familie zum Inhalt hat.
 3. Am Dienstag, 20. November, wird unter dem Motto: „We musizieren wir bei Familienfeiern?“ ein Bunter Abend im Stadtgarten hauptsächlich die Jugend für den Gedanken der Hausmusik zu gewinnen suchen.
 4. Zu gleicher Zeit wie der Bunte Abend im Stadtgarten wird ein Kammermusikabend in der Viederhalle stattfinden, der Johann Sebastian Bach gewidmet sein soll. Hier soll ein freudiges und populäres Programm unter Leitung von Martin Gahn und unter Mitwirkung von Schülern der Musikhochschule und drei Solisten stattfinden.

Rundfunk

- Mittwoch, 21. November:
- 9.00 Evangelische Morgenfeier
 - 9.45 Aus Stuttgart: „Der 9. Psalm“
 - 10.10 „Einfuhr“, Deutsche Oden
 - 10.20 fünf geistliche Lieder für Gesang und Klavier
 - 11.30 Morgenmusik
 - 12.00 Aus Königsberg: Mittagkonzert
 - 12.50 Aus Frankfurt: Saarländische Dichter
 - 13.05 Nach Frankfurt: Mittagkonzert
 - 15.15 Aus Karlsruhe: Werke von Vinzenz Lachner
 - 16.00 Nachmittagskonzert
 - 18.00 Wolken, Lust und Wunde
 - 18.30 Orchesterkonzert
 - 19.00 „Der Weg des Helden“
 - 19.10 Mutter, Tod und Streiter
 - 19.30 Orchesterkonzert
 - 20.10 Nach Frankfurt: Unsere Saar — Den Weg frei zur Selbständigkeit
 - 20.30 Orchesterkonzert mit Solisten
 - 21.30 Klaviermusik
 - 22.30 Aus Berlin: Nachtmusik
 - 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Anekdoten und Schnurren

Als die Preußen im Dänischen Krieg, in dem Wrangel den Oberbefehl führte, die Duppeler Schanzen erklammert hatten, schickte König Wilhelm der Erste ein Telegramm an den Prinzen Friedrich Karl: „König dem Herrn der Herrschaften verdanke ich Dir und Deinen tapferen Truppen den Sieg. Wrangel, der Oberbefehlshaber, wurde leicht übergangen und hatte Grund, zu trauern; zu sein. Als man ihn aber noch der Verletzung des Telegramms fragte, worum er denn nicht trübselig sei, sagte er in aller Ruhe: „Weißt du noch, der Koenig hat mich übergangen haben? Da steht doch ganz deutlich: Königt dem Herrn der Herrschaften... Na, und der bin ich doch!“

Der Komponist Max Roger schrieb einem Kritiker, der ihn mißgünstig gekannt war, einmal folgende Postkarte: „Ich sitze eben im verschloffenen Räume meines Hauses und habe Ihre Kritik vor mir; gleich werde ich sie hinter mir haben!“

„Die Gemeindelast“ Fortsetzung.

Christa sah nun auf der breiten, weißgeputzten Treppe, die rings um den mächtigen Ofen lief, und wagte nicht, aufzublicken. Da zuckte sie erschrocken zusammen. Ernst Oberhof stand dicht vor ihr und sagte:

„Weißt du, was du bist? Eine Gemeindelast bist du! Würdest du nur gleich mit gestorben, denn ihr gehört nicht hierher zu uns.“

Christa blinnte ihn an, unermesslichen Jammer in den großen blauen Augen. Doch die Jungenaugen blühten ohne Mitleid über sie hin.

„Und jetzt willst du dich im Oberhof einnisten? Du? Wie sie mich alle austachen werden über diese aufgezogene Schwester! Schwester? Eine Gemeindelast bist du!“

Im nächsten Augenblick stand Ernst Oberhof wieder am Schreibtisch, denn er hatte draußen im Flur den schweren Schritt des Vaters gehört.

Verstört sah das Mädchen auf seinem Platz. Der Oberhofbauer trat ein und nickte kurz zu ihr hin. Er lächelte ein bisschen. Natürlich hatte die Kleine kolossalen Respekt vor seinem großen Jungen. Und daß der erst ein bisschen Zeit brauchte, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Christa hierbleiben sollte für immer, das konnte er sich auch denken.

Er setzte sich an den großen runden Tisch, der schon gedeckt war, und wartete.

Gleich darauf kam Bertha Oberhof wieder herein, hinter ihr die Jungfrau mit einem großen Tablett.

„Komm, Christa!“

Der Bauer winkte das Kind zu sich heran, wies ihm den Platz zu, den es von jetzt an haben würde. Und still und blaß saß Christa von den appetitlich zurechtgemachten Broten. Aber jeder Wille quoll ihr im Munde, wenn sie die finsternen Augen Ernst Oberhofs auf sich gerichtet sah.

Nach dem Essen nahm Bertha Oberhof die Kleine sofort zu sich hinüber. Christa hatte dem Bauern die Hand gegeben, und der sagte: „Nun gib auch Ernst die Hand, Christa!“

Aber es ging nicht, denn der Junge, der sich inzwischen wieder mit seiner Zeichnung beschäftigt hatte, wies dem Vater ganz bedruckte Hände vor: Es mußte ihm eine Flasche Farbe umgefallen sein.

Bertha Oberhof und Christa vertuschen das Zimmer. Der Bauer setzte sich in den hohen, grünen Plüschpolsterstuhl und langte nach der Zeitung. Aber über diese hinweg blinnte er verstohlen auf seinen Jungen.

Der gestiel ihm nicht! Gefiel ihm absolut nicht in dieser feindlichen Abwehr gegen das fremde Kind. Was wollte er denn? Fürchtete er etwa für sich, wenn Christa hier eine Heimat fand? Etwas, daß er zu kurz käme? Das wäre zum Lachen. Ernst war der läufigste Erbbauer. Er würde einst der reichste Mann in der weitesten Umgebung sein. Was also schadete es ihm, wenn die kleine Waise auf dem Oberhof ein warmes Nähdchen fand? Nun, Ernst mußte einige Tage Zeit gelassen werden, sich mit der feststehenden Tatsache abzufinden, dann würde es schon gehen. Und er — der Oberhofbauer — war doch so stolz auf seinen wilden, kraftvollen Jungen. Aber zeigen konnte er ihm diesen Stolz natürlich nicht. Auf keinen Fall! Denn Ernst war ohnehin für seine Jahre schon reichlich selbstbewußt.

Also, Zeit lassen, dann würde es sich schon geben.

Christa sah sich in dem gemütlichen Zimmer um, das Bertha Oberhof gehörte. Und es lauerte auch nicht lange, so war ein molliges Lager auf dem Sofa zurechtgemacht.

Aber sie konnte nicht einschlafen. Vom Turm der Dorfkirche hörte sie es immer wieder schlagen. Eine Stunde nach der andern verging, und noch immer lag sie wach und blickte mit großen, weiden Augen in das Dunkel. Wenn sie den Kopf wandte, sah sie durch die

Wand ein Bild blauen Nachtschimmel, und ein großer Stern leuchtete ihr entgegen.

„Mütterchen! Ach, Mütterchen!“

Christa weinte nicht, aber immer wieder sagte sie dieses geliebte Wort vor sich hin.

Im Hause herrschte längst tiefste Stille, und noch immer schlief Christa nicht.

Der blonde Kopf war tief in die friße, nach Winterluft — in die Wäsche gewöhnt. So heiß war dieser arme Kopf. Die friße Bettwäsche spendete so wohlthuende Wärme.

„Weißt du, was du bist? Eine Gemeindelast bist du! Würdest du doch gleich mit gestorben!“

Das hatte Ernst Oberhof gesagt.

Und er hatte ja recht! Gewiß hatte er recht! Sie sah es ja ein, daß er böse sein mußte, wenn man ihm nun so plötzlich zumuten wollte, daß sie von nun ab hier in seinem schönen Vaterhause lebe. Aber wohin sollte sie nur auch? Sie besah doch keinen Menschen mehr auf der Welt, der sie bei sich aufnehmen konnte.

„Mütterchen, ach Mütterchen, wo soll ich denn hin, wenn Ernst Oberhof es nicht will, daß ich hier bin? Er hat mich nie leiden mögen. Mütterchen, bitte, laß mich doch zu dir in den Himmel kommen! Bitte, Mütterchen, laß mich nicht allein. Ich bin eine Gemeindelast, und keiner liebt mich. Bitte, hole mich doch zu dir, Mütterchen!“

Aber die Mutter hörte sie nicht.

Am andern Tage war die Beerdigung, und dank der Güte des Oberhofbauern war sie würdig und schön. Viele Neugierige waren gekommen und der Pastor hielt eine schöne Rede, in der er sehr viel von warmer Nächstenliebe sprach.

Und dann war auch das vorüber.

(Fortsetzung folgt.)



Gibt es da?

Skizze von Ernst Kellermann.

Not brauchte Otto Koll nicht zu leiden Seine Stelle als Anwaltssekretär ernährte ihn. Allerdings nicht üppig. Er zählte Mitte Zwanzig, und die Frau lebte ihm längst im Hor wie in Gedanken.

So trug er denn die stille Liebe mit sich herum, fühlte sich den einen Tag glücklich, wenn er „Sie“ sah und grübelte, und den anderen unglücklich, wenn er sie nicht zu Gesicht bekam.

Sie fährt im Auto — ich geh auf geflickten Sohlen. Sie hat das Kadet zum Vergnügen — ich kloffe die Maschine, um mir das tägliche Brot zu verschaffen.

Sie lachte, durch ein Unwohlsein gezwungen, eine vornehme Gaststätte auf. Auf der Glasplatte überm Tischdecken lag er zwei Ringe, einen großen Edelsteinring und einen großen Brillantenring.

Am nächsten Tage kam ein alter, vornehmer Herr zu ihm. Sehr vornehm, sehr liebenswürdig. Er musterte den Finger aufmerksam und ließ sich Lebensumstände erzählen und seine Zukunftshoffnungen.

Der Fremde zog seine Brieftasche. „Den Fingerlohn!“ sprach er und legte ein paar ansehnliche Banknoten auf den Tisch.

Obwohl der Anblick Otto Kolls wonnigen Schreden verursachte, entglitt ihm doch eine heftige Geste der Abwehr.

Der Herr hielt inne. Bejann sich ein wenig. „Ein Vorschlag, Herr Koll! Sie gefallen mir. Sie sind klug, ehrlich und anständig. Das habe ich wohl bemerken können.

Otto nahm freudig an. Abgehen von allem, war das ja die beste Gelegenheit, das unerreichbare Jungfräulein zu vergeffen.

Er sah die Welt, er lernte Menschen kennen. Nach zwei Jahren starb sein Gönner und hinterließ ihm einen großen Teil seines Geldes.

Nun war der Traum soweit erfüllt. Otto besaß ein Auto, er spielte auch Tennis. Wenn er an das gewisse Jungfräulein dachte, wollte über sein Herz immer noch eine verheißungsvolle Wärme.

Er ging zu ihrem Vater, erzählte ihm sein erlebtes Märchen, dem der rechte Schluss fehlt, und fragte, ob seine Tochter frei, ob er um sie werben dürfe. Denn jetzt hatte er Selbstbewußtsein und wollte weder Umwege noch Umstände.

Als das junge Mädchen am nächsten Tage ins Eßzimmer trat und eines Gastes Blick bemerke, betretende es sie nicht. Der Vater brachte öfters unangemeldete Mittagsgäste. Patienten von auswärts. Doch als sich der heutige, der so schlank und elegant ankam, umdrehte, wurden ihre Augen groß und ihre Wangen erk bläß und gleich darauf rot.

Das Märchen hatte sein gutes Ende.

Opfertod

Fern, hoch oben weiß ich ein Grab, da ruht einer verstorben, und doch, mir ist, als sei er ein Heiliger geweien, denn Märtyrer war er, weil ihm Recht ert wurde, als es zu spät.

Aus dem Rhonetal wogte das Nebelmeer gegen die Gipfeln der Walliser Hochwelt. Ein Schwarm schimmernder Despine schnitten die Grate der Vorderge durch den wolkenden Gicht. Der Grand Nuvarand lag vor uns, dessen Südlanke wir mühsam erklimmen, ein Atoll aus roten Kalksteinen.

Da grölte aus dem Nebel eine Stimme herauf: „Darned beweis!“ Aus den Schwaden, die scharf abgegrenzt um den Grat des Berges lagen, tauchte ein merkwürdiges Weien. Wallendes Bondhaar fiel über breite Schultern, einte sich mit dem wallenden Bart, der die Brant des Mannes deckte.

Es ergab sich, daß wir den Weg zum Gipfel gemeinsam machten, die Gipfelskante über die Berge verträumten, vor denen jetzt unter den Schweißhägeln des Lichtes die Nebel zur Tiefe glitten.

Einmal erwachte ich und sah, wie der Engländer von Fels einen Falter fing, den er behutsam in einer kleinen Schachtel barg. Als wir dann beim Abstieg auf der Nuvarand-Hütte kurze Rast machten, gab er dem Tierchen mit einem kinderrohen Lächeln die Freiheit.

„Auch Blumen leben. Warum ihnen die kurze Freude des Daseins nehmen?“ Als wir im Tal später ein paar Kinder trafen, schenkte er ihnen ein paar Centimes.

Wir trennten uns auf dem Bahnhof von Riddes. Als ich dem Engländer zum Abschied die Hand zum Zerknien reichte, rief er mir zu: „Fragen Sie in Courmayeur nach dem ‚verdammten Jones!‘“

Einige Tage später kamen wir von dem Michel. Mit uns nächstigten einige Engländer in der Domhütte. Es kam die Rede auf die große Katastrophe am Matterhorn, um im Jür und Wider der Meinungen entstand nun die Frage ob der alte Taugwalder damals, das Leben der Gefährten zu retten, das Seil durchschnitten habe oder nicht, auch ob das angängig sei, konnte man damit Schlimmeres verhüten.

Einer gab zum Vergleich den Fall des Doktor Jones Barington, der vor Jahren beim Abstieg von der Aiguille blanche du Peleret mit seiner Gattin abstürzte und die zwei Stunden am Seil hielt. Ein Felsriegel hatte seinen Fall gehemmt. Es gelang ihm endlich, das Seil an ein gerammten Binkel zu sichern, sich freizumachen und Hilfe aus dem Tal zu holen.

„Nun führte der ‚verdammte‘ Jones, wie man ihn nannte seit Jahren ein unkluges Leben. Wollte er nicht auf der kleinen Hütte, die er sich in einer keltischen Umwandlung gegenüber dem Nordabhäng der Aiguille blanche an der Junge des Brenvaleters hatte erbauden lassen, so trieb ihn die Unrast durch die Berge. Ein toller Stürmer, lachte er den Tod, der sich ihm weigerte. Man hat ihm das als ein hummes Geschehen seiner Tat auslegen wollen.“

So hörte ich an jenem Abend. Es ging mir nicht ein, daß dieser Mann ein Mörder sei.

Nach Jahresritt kam ich mit zwei Freunden über den Col du Geant nach Courmayeur. Nicht zuletzt wohl der Gedanke an Doktor Barington mochte mich veranlassen haben, gerade jene Gegend anzulinsen. In Entreves erfuhr ich, daß man im März den Toten aus den Lavintrümmern seiner Hütte geborgen habe.

Nun fand ein schlchter Stein dort, auf ihm die Worte: „Doktor Jones Barington 1877 London, gestorben im Jahre 1907 und eingegangen zu seinem Gott!“

So hatte man ihm gemäß einem in seinem Testament geäußerten Wunsch die Inschrift gesetzt.

Nach Jahren las ich zufällig eine Notiz in der Presse, daß am Ende des Brenvaleters der Leichnam einer Frau zum Vorklein gekommen sei. Es dürfte sich wohl um eine Frau Barington handeln, die vor vielen Jahren an der Nordwand der Aiguille blanche durch Abstieg den Tod gefunden habe. Die linke Hand der Toten umspannte noch die Reste eines Seiles, die rechte — ein Messer.

Da wurde mir klar. Sie selbst mußte damals das Seil durchschnitten haben. Vielleicht glaubte sie, nur so das Leben des Gatten retten zu können, den sie hinter dem Felsriegel nicht leben konnte.

Kuchen unter Tropenjonne

Kuistige Anekdoten aus unierren geraubten Kolonien

Der verkannte Melkschemel

Die Brüder der Mission vom Heiligsten Herzen Jesu hatten im Oamboland eine Station eingerichtet. Eines Tages kam zur weiteren Ausstattung ein Ochsenwagen mit landwirtschaftlichen Geräten an. Darunter war auch ein Melkschemel. Der Missionar gab ihn dem Herero, dessen Wilscht es war, die Kühe zu melken, mit der Wlsung, ihn zu benützen.

Kuchen mit Hagel

In keinem Buche „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Afrika“ gibt Oberst Sahel die folgende häßliche Anekdote zum Seiten: Ein Regensberg hatte durch Juliul einmal ein Städtchen schließlichen Streifenstücken den weisse Frau vorzüglich hat, zu schmecken bekommen. Darühtin schickte er seiner Frau erste Kuh zum Geheul und sagte sich gleichzeitig für den folgenden Sonntag zu Besuch an: er wollte Kaffee trinken und „Kuchen mit Hagel“ essen. Seine Frau hat als ob sie eine Bauernhochzeit auszurichten hätte. Doch die königliche Hoheit hatte den Ehrgeiz, nichts absolut nichts von dem Kuchen übrig zu lassen.

Auwegung in der Küche

Gagendek der Tierhändler, erzählt: Als ich mich einst längere Zeit in Oksarka aufhielt, konnte ich trotz größter Mühe nicht erreichen, meinem eingeborenen Koch Karzamaschen, daß auch der größte Liebhaber von Koosbeef diesen köstlichen Braten schließlich nicht mehr leben kann, wenn er ihn tagaus taglein vorgeeicht bekommt, ohne daß je ein anderes Gericht dieses ewige Einzelie unterbricht. Schließlich kam ich auf den Gedanken, mit Hilfe eines Wörterbuchs eine Liste von all anderen Gerichten zusammenzustellen und versuchte nun an Hand dieses

Verzeichnisses dem Koch anzuverordnen, daß ich künftig etwas mehr Abwechslung auf der Speisekarte zu haben wünschte. Der Erfolg war erstaunlich. Denn triumphierend erschien am Abend der Koch und legte mir die gewünschten elf Gerichte vor — alle elf auf einmal!

Der Turner

Das klassische Bild deutsch-afrikanischen Kolonialhumors sind die „Schwarzen Schwänke“ von Oberregierungsrat Dr. Rigmann. Hieraus zum Schluß gekürzt die folgende Anekdote: Hauptmann T. wollte in seiner Asari-Kompagnie das Turnen einführen, denn er war selber ein vorzüglicher Turner. Es wurde also ein schönes Red gebaut und T. turnt bei im Kreise versammelten Kompagnie etwas Glänzendes vor. Zum Schluß macht er den Reienchmung, landet mit einem schönen Salto auf der festen Erde und steht sich bewunderndschön im Kreise der Asaris um. Er demerkt, daß alle stauen, aber dann hört er, wie einer dieser Asarihöfne dem andern zuflüstert: „Kama ngani“ („Wie ein Affe“).

Die Göttin der Gerechtigkeit

Vor der Tür des Gerichtsgebäudes in I. in anserem Deutsch-Ostafrika stand ein Schutztruppensführer und sein afrikanischer Ombudscha (Geleiter). Zu einer Zeit, da noch niemand an einen Weltkrieg dachte. Der schwarze Mann sah sich die Göttin der Gerechtigkeit, die mit ihrer Waage über dem Portal stand, aufmerksam an. Kadenten lag auf seinen ausrudsvollen Füßen. „Nun, weigt du nicht, wer das ist?“ fragte der Offizier. „Wohl — wohl!“, antwortete der Asari, „aber ich dachte darüber nach: warum steht sie hier draußen? Sie soll hineingehen, wo man sie sucht.“

Buntes Allerlei

Das Frachtbett im Maharadscha-Flugzeug

Es ist einen Seelen zu leisten ist nicht mehr Sache der amerikanischen Millionäre, sondern neuerdings das Vorrecht der Maharadschas Indiens. Wer würde sonst zum Beispiel hingehen und sich irgendwo in Europa ein Flugzeug bestellen, das in der Großfabine ein Frachtbett mit sich führt? Der Maharadscha von Bijanagram hat sich eine derartige Luxusmaschine bauen lassen und erhielt sie in diesen Tagen in seinem Reich. Die Maschine ist blau gestrichen und rotrot abgesetzt. Ein wenig groß vielleicht für europäische Begriffe. Aber der Rajah ist zeitlos begeistert. Um so mehr, als auch alle sonstigen Sonderwünsche erfüllt wurden. Da hatte er einen Anläßer für sein Flugzeug verlangt. Das dauerte man bisher normalerweise nicht. Aber wenn ein Rajah es wünscht und dafür bezahlt... Er hat auch den Anläßer bekommen. Am meisten jedoch hat er sich über das schöne Bett geireut. Warum der Mann, der sieben Paläste sein eigen nennt, ausgerechnet im Flugzeug zu schlafen beabsichtigt, ist ein Rätsel für sich.

Nun muß sie es aber wirklich wissen!

Die schon etwas ältere Mrs. Emma Philpot betrieb seit Jahr und Tag in Billingham in England ein Tabakgeschäft. Die diesen Tagen war nun ihre sogenannte Tabakkonzeßion, die immer mit einigen Umständen verbunden ist, abgelauten. Sie hatte wohl auch schon selbst daran gedacht, aber das hätte sie gar nicht nötig gehabt. Denn die britische Regierung sorgte mehr als erwartet dafür, daß sie es wahrhaftig nicht überlebte. Als sie nämlich am letzten Tag vor der notwendigen Erneuerung ihren Briefkasten aufhat, fielen ihr neun Briefe entgegen, die ihr alle ein wenig Herzklöpfen verursachten: alle waren sie „im Dienste Seiner Majestät“ abgeschrieben. Alle hatten sie die gleiche Form, die gleiche Farbe. Sie öffnete ein wenig zitternd den ersten Brief. Er enthielt eine Mitteilung, daß ihre Konzeßion abgelauten sei. Sie öffnete den zweiten Brief. Er enthielt eine Mitteilung, daß ihre Konzeßion abgelauten sei. So auch der dritte — und der vierte — und der fünfte. Man hatte der alten Dame nicht weniger als neunmal mitteilen lassen, daß sie ihre Konzeßion erneuern müsse. Zur Zeit unterrichtet man den englischen Bureokratismus, wie so etwas möglich sei. Denn irgendwo muß ja etwas nicht stimmen.

Rückzahlung der Telefongebühren — in Chicago

Die Chicagoer trennen sich. Sie kommen ganz plötzlich zu Geld. Nachdem jahrelang gegen die Telefongesellschaft von Chicago ein Prozeß geführt wurde, ist die jetzt vom Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten verurteilt worden, ihren Fernsprechteilnehmern die in den letzten Jahren zu viel erbobenen Gebühren zurückzuführen. Eine bittere Wille für die Telefongesellschaft, denn die Teilnehmer für den Teilnehmer, dem jetzt ein Schek über mehr oder minder viele Dollars ins Haus gelangt wird. Alles in allem erhalten die Chicagoer Fernsprechteilnehmer die hübsche Summe von 20 Millionen Dollar. Mit dem Prozeß ist nun auch der Streit um die Höhe der Tarife entschieden. Nach dem Urteil muß die Telefongesellschaft ihre Tarife um jährlich 20 000 Dollar ermäßigen. Das Telefonieren wird den Chicagoern von jetzt ab ein besonderes Vergnügen sein. Noch mehr aber freuen sie sich bestimmt, daß sie nicht nur die zu viel gezahlten Gebühren, sondern auch noch die Zinsen für diese Beträge zurückbekommen.

Ausgrabungen an heiliger Stätte

Jahrbundertlang waren die Archäologen darüber im Zweifel, ob es sich bei der Geburtskirche in der Stadt Bethlehem tatsächlich um die historische Stätte der Geburt Christi handelte. Zu altchristlichen Ueberlieferungen, von denen auch die alten Bischofschreiber Justinus im Jahre 165 und Origenes im Jahre 248 zu berichten wußten, ist immer wieder erwähnt worden, daß gerade diese Stelle schon von den ersten Christen im ersten Jahrhundert n. Chr. verehrt worden sei. Jetzt haben Ausgrabungen in der Geburtskirche zu einer aussehensherregenden Entdeckung geführt, die die Richtigkeit dieser alten Ueberlieferung zu bestätigen scheint. Es wurde hier nicht nur der Mosaikfußboden aus dem Konstantinobus der damaligen Marienkirche gefunden, der in den Jahren 326 bis 333 n. Chr. errichtet worden war, sondern auch römische Mauerreste, die darauf schließen lassen, daß Kaiser Hadrian die erste Kalkstätte der Christen entweihen ließ, indem er an dieser Stelle im Jahre 133 n. Chr. einen Adonis-Tempel errichten ließ. Man glaubt, in diesen historischen Funden den Beweis dafür in Händen zu haben, daß sich tatsächlich an der Stelle der heutigen Geburtskirche einmal die Geburtsstätte Christi befand.

Druk und Verlag: W. Kieker'sche Buchdruckerei in Altenfeld. Druck: Schriftleitung: E. Paul. Anzeigenleitung: Gust. Wohlrich. Altenfeld, D.-M. d. L. Nr.: 2100





„Bewahrt das Feuer und das Licht!“

Die wichtigsten Brandursachen und ihre Befestigung

Viele hundert Menschen verlieren durch Brände ihr Leben. Tausende erleiden Schaden an ihrer Gesundheit. Ueber 400 Millionen RM. gehen in Deutschland jährlich durch Feuerchaden verloren. Um diese Verlustquellen zu schließen, muß man ihre Ursachen kennen.

Ueber die Hälfte aller Brände wird durch Brandstiftung verursacht. Es handelt sich also um Verbrechen, die nur durch größere Wachsamkeit und harte Strafen bekämpft werden können. Ein erheblicher Teil aller Brände wird weiter durch Fahrlässigkeit verursacht. Und dabei sind die häufigsten Brandursachen fehlerhafte Feuerungsanlagen (Schornsteine, Feuerstätten), Mängel an elektrischen Anlagen und Blitzschlag. Allein 15% aller Brände auf dem Lande entstehen deshalb, weil an den betreffenden Gebäuden ein Blitzableiter fehlt. Daher ist es Pflicht jedes Bauern und jedes Hausbesizers, sämtliche Gebäude seines Anwesens gegen Blitz zu sichern.

Auf dem Lande ereignen sich mehr Brände als in Städten. Außerdem ist die Brandgefahr auf dem Lande weit größer, weil der Bauer viel mehr mit leicht brennbaren Stoffen (Holz, Stroh u. dgl.) zu tun hat. Eine der häufigsten Brandstellen sind die Dachböden. Hier entsteht das Feuer teils durch undichte Schornsteine und Schornsteintüren, aus denen Funken und Flammen dringen, teils fliegen Funken aus dem Schornstein zu den Dachlücken herein. Auch das Betreten der Dachböden mit offenem Licht führt zu Bränden und ist daher polizeilich verboten. Die beste Abhilfe ist die Anlage von elektrischem Licht auch im Dachstuhl und die ständige Ausbesserung aller Mängel an Feuerstätten, Kaminen und Öfen. Auch durch mangelhaft isolierte oder undichte Rauchabzugsrohre entstehen viele Brände, ebenso dann, wenn die Feuerbleche vor den Öfen beschädigt sind oder fehlen.

Die Brandgefahr wird dadurch verstärkt, daß brennbare Stoffe ungeklärt umherliegen. Trotz der eifrigen Arbeit des Luftschutzbundes sind die Dachböden noch immer nicht genügend „enträmpelt“. Besonders gefährlich ist es, Brennmaterial dicht neben dem Ofen aufzustapeln oder glimmende Kohlen auf Feuerstapeln von einem Zimmer ins andere zu tragen. Notausgänge, Türen und Treppen sind oft durch Gerümpel verstellt, so daß bei plötzlichen Bränden die Flucht erschwert wird. Wenn brennbare Stoffe unter Treppen gelagert werden, so macht die Verqualmung jeden Ausgang unmöglich.

Elektrische Leitungen sind gewiß dem offenen Licht vorzuziehen, können aber bei schlechter Überwachung selbst eine Gefahrenquelle werden. Darum sind nie selbst an Leitungen herum, sondern rufe einen behördlich zugelassenen Fachmann! Schütze alle Leitungen vor Beschädigung und Risse! Bei rissigen elektrischen Leitungen nie mit Wasser! Prüfe Leitungen an Steckkontakten öfters nach, weil sie durch Knicken oder Auftreten leicht beschädigt werden.

Vor allem: Gebt auf die Kinder acht! Laßt sie nicht allein mit offenem Licht, mit Petroleumlampen, brennenden Christbäumen oder Stehlampen aller Art! Halbtet Streichhölzer, Benzin und Säuren stets verschlossen!

Wirksame Brandverhütung ist nur möglich, wenn alle Gebäude und ihre Anlagen in Ordnung gehalten werden. Der Hausbesitzer trägt dadurch gleichzeitig zur Arbeitsbeschaffung bei und schützt sein Vermögen, das auch das Vermögen des Volkes ist. Die Deutschen öffentlich-rechtlichen Feuerversicherungs-Anstalten führen nicht nur 70 Millionen Mark der Arbeitsbeschaffung zu, sondern stellen auch 10-12 Millionen Mark jährlich zum Ausbau des Feuerdienstes bereit, wozu neben dem Bau von Feuerlöschzeilen und Wasserleitungen, neben Ausbesserung und Beschaffung von Löschgeräten auch Blitzableiter-Darlehen gehören. Die öffentlich rechtlichen Feuerversicherungs-Anstalten, von denen einige auch eine unentgeltliche Beratung eingeführt haben, geben also mit gutem Beispiel voran. Nicht vergessen werden darf, daß durch Arbeiten zur Brandverhütung auch viele Handwerker, wie Töpfer, Schornsteinfeger, Installateure usw. laufend Beschäftigung bekommen und daß dadurch viel wertvolles Volkvermögen erhalten bleibt.



Brennbare Stoffe dürfen nicht so dicht am Herd aufgehoben werden.

Jedermann muß sich in den Dienst der Feuerverhütung stellen. Jeder Brand vernichtet Volkvermögen, auch wenn der Schaden durch Versicherung gedeckt ist. Jeder Brand verursacht Betriebsstörungen und damit Verdienstausfall für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die Versicherungssumme deckt solche Schäden nicht. Ueberdies fällt sie nicht vom Himmel, sondern belastet die Gesamtheit der Versicherten und damit die Volksgesamtheit mit Kosten. Schaden verhüten ist besser als Schaden vergüten!

Feuerschutz in Berlin

Das Preisaus schreiben des Amtes für Volkswohlfahrt, Abteilung „Schadensverhütung“ zur Feuerschutzwoche, hat großen Anklang gefunden. Alle Kreise der deutschen Bevölkerung haben sich daran beteiligt. Die Preise im Gesamtwert von 5000 RM. sind inzwischen verteilt worden. Als Preisrichter walteten ihres Amtes: der Vertreter des zuständigen Referenten im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Ellrich; der Vertreter des Leiters des deutschen Feuerwehrverbandes, Branddirektor Lehmann vom Brandenburgischen Feuerwehrverband, ferner der Leiter der „Schadensverhütung“, Amt für Volkswohlfahrt, Rißinger.

Bei der Zuteilung der Preise mußte die Arbeit derüffentlich gemacht werden, die sich viele Einsender gemacht hatten. Mit unendlicher Mühe stellten manche von ihnen Alben und Feste zusammen, in denen Verse und Reime geschickt mit Zeichnungen verbunden waren, um die Bötungen in einer ansprechenden Form vorzulegen. Den vielen Ein-



Ihre Arbeitsgemeinschaft dient dem Wohle der Mieter und sichert die Erhaltung der gemeinsamen Verdienstquelle.

sendern, die bei diesem Preisaus schreiben leer ausgingen, sei an dieser Stelle gedankt für die z. T. recht guten Einsendungen an Vorschlägen und Gedichten. Die starke Beteiligung hat bewiesen, daß das deutsche Volk die ungeheuren Gefahren erkannt hat, die ihm durch Schadenfeuer drohen, und gewillt ist, den Kampf dagegen aufzunehmen.

Daß das deutsche Volk ein Volk der Dichter ist, hat dieses Preisaus schreiben erneut bewiesen, denn fast jeder zweite Einsender schützte den Drang in sich, seine Gedanken zur Feuerschutzwoche in Versform zu Papier zu bringen.

„Alles rennet, rettet, flüchtet, taghell ist die Nacht gelichtet...“

Daß die Elemente das Gebild der Menschenhand hassen, bekamen wir unzählige Male zu lesen. Aber auch eigene Erzeugnisse dichterischer Kunst statterten uns zu, z. B.:

„Herr Maier hantelt mit Zigarren besser, er kaufte sich einen Aschenbecher, denn er hat noch den Geschmack vom letzten Brand als er noch Licht und Stummel in den Papierkorb land.“

Wie finden Sie folgende Zeilen?

„Stell nicht auf Holz Dein Siegelstein
stell es auf einen Eisenfuß
doch bist Du ferdich mit dem Biegelein
stell es ab und las nicht angeschaltet liegen.“

Ueber sachgemäße Schornsteinuntersuchung äußert sich ein Einsender folgendermaßen:

„Laß ofmals auch den schwarzen Mann
in Deine Esse grauchen
da er von innen nur sehen kann
wo Schadenstellen austauschen.“

In folgendem nimmt ein Einsender gegen den unaacht-samen Verfallsinn Stellung:

„Bist Du vertieft in ein schönes Buch
riechst Du oft nach dem Brandgeruch,
wenn der Kabel vom Elektrischlicht
kommt der Lampenheizung zu Licht.“

So oder ähnlich verfluchten viele Einsender ihre Lösung recht schmachhaft zu machen.

Jedem aber muß man zugestehen, daß er sich ernstlich bemüht hat, Schadensverhütungsarbeit zu leisten. Wenn auch oft nicht die rechte Form gefunden wurde, so ist es doch dankbar zu begrüßen,



Undichte Schornsteine und offene Dachlücken sind eine häufige Ursache von Dachstuhlbränden.

daß so viele Volksgenossen den wahren Sinn der Feuerschutzwoche richtig erkannten und durch gute Vorschläge an der Schadensverhütungsaktion tätigen Anteil nahmen.

Der Hausbesitzer im neuen Staate

Von Hg. Gerhard Schlesier,
Reichsstadtschafswalter der DWA.

„Nieder mit dem Kapitalismus“, so lautete der Ruf der verhetzten deutschen Arbeiter, den die Presse einer verflochtenen Zeit ausschaltete, um im Auftrage des jüdischen Weltbolschewismus deutsche Menschen gegeneinander zu hetzen. Ein Kampf Aller gegen Alle herrschte. Auch auf dem Gebiet des Haus- und Grundstückswesens herrschten chaotische Zustände. Hauswirte, Mieter, Verwalter, Portiers hielten es für ihre Hauptaufgabe, gegenseitig die erbittertesten Kämpfe zu führen, und zu diesem Zweck Verbände zu gründen.

Nach der Gleichschaltung aller Verbände und Gewerkschaften entstand die Deutsche Arbeitsfront, die in ihren 18 Reichsbetriebsgemeinschaften Unternehmer und Arbeitnehmer zusammenschloß. Diese Gemeinschaften sind nach dem Willen des Führers nationalsozialistische Arbeitsgemeinschaften, die dem Wohl aller Volksgenossen dienen sollen.

In der Reichsbetriebsgemeinschaft 17 (Handel) besteht die Fachgruppe: „Haus- und Grundstückswesen“. Die Fachgruppe hat die Aufgabe, die gegenseitigen Beziehungen der Volksgenossen, die irgend etwas mit dem Haus- und Grundstückswesen zu tun haben, in geordnete Bahnen zu lenken und die nationalsozialistische Gemeinschaftsarbeit im Sinne des Führers zu verwirklichen.

Nur durch eine umfassende weltanschauliche und berufliche Schulung wird es möglich sein, die Hausbesitzer, Hausverwalter, Hausmeister, Portiers, Wächter usw. dazu zu bringen, daß sie den nationalsozialistischen Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ nicht nur im Herzen tragen, sondern auch nach diesen Grundsätzen handeln.

In allen Gauen sind bereits Fachschulen für Hausverwalter, Hausmeister und die Mitglieder des Bewachungsgewerbes entstanden. In vielen Gauen sind neue Tarifordnungen sowohl für die Hausmeister und Portiers wie auch für Hausverwalter und Wächter durch die Treuhänder der Arbeit erlassen worden, um auch diesen Volksgenossen den notwendigen sozialen Schutz angedeihen zu lassen. Wie sehr die von manchen „Rein“-Sagern gepriesenen Gewerkschaften zum Wohle ihrer Mitglieder gearbeitet haben, erweist man allein aus der Tatsache, daß zum Beispiel in dem Bezirk Berlin die Mitglieder des Bewachungsgewerbes noch nicht einmal ihren regelmäßigen dienstfreien Tag in jeder Woche hatten, der als Sonntag sonst jedem Volksgenossen als selbstverständlich zusteht. Hier mußte der Nationalsozialismus erst Wandel schaffen, denn auch das Bewachungsgewerbe hat als Hüter der Millionenwerte des deutschen Volkvermögens, die in Häusern und Grundstücken festliegen, die größte Bedeutung.

Der Hausbesitzer wird durch den neuen nationalsozialistischen Staat davor geschützt, als grundförllich „unsozial“ und „ausbeuterisch“ verurteilt zu sein. Er hat dafür aber auch als Mitglied der Volksgemeinschaft die Pflicht, verantwortungsbewußt und nationalsozialistisch zu handeln. Dazu gehört, daß er sich bemüht, das Arbeitsbeschaffungsprogramm des Führers durch Vergebung von Aufträgen zu unterstützen. Auch sollte er sein Haus bewachen lassen. Wir wissen reichlich, daß es Hausbesitzer gibt, die trotz besten Willens keine derartigen Aufträge vergeben können.

Der Hausbesitzer kann aber auch noch auf andere Weise mithelfen, die restlichen 2 Millionen erwerbsloser Volksgenossen in Arbeit und Brot zu bringen, ohne daß er materielle Opfer zu bringen braucht.

In ganz Deutschland besteht noch heute die Unsitte, daß fast jedes Haus von Festangestellten, Beamten oder Pensionsempfängern „nebenbei“ verwaltet wird. Es ist Aufgabe des pflichtbewußten Hausbesizers, diese Doppelpendler auszuschalten und durch einen vollberufligten Hausverwalter, der mit dem Fähigkeitszeugnis einer Fachschule der Deutschen Arbeitsfront versehen ist, seinen Besitz betreuen zu lassen. Derartige, bisher erwerbslose Verwalter werden jederzeit durch die Fachgruppe „Haus- und Grundstückswesen“ der DWA. nachgewiesen.

